

The background of the cover is a dark, atmospheric illustration. In the foreground, a young girl with a long braid stands on a rocky bank, her hand resting on the back of a large, shaggy brown bear. They are looking across a river towards a small wooden bridge. In the distance, two small houses are visible on a hillside under a dark, cloudy sky with a full moon. A complex web of glowing blue lines, resembling spiderwebs or magical energy, crisscrosses the entire scene, connecting various points in the landscape.

Kairos Prime

Der Fluss ohne Richtung

Andere Perspektive auf „Die Knoten in den Fäden“

Eine kurze Nebengeschichte im Kynéxis Universum

Ein Dorf mit einem Problem, ein Blick auf die Seryn aus der Sicht der Dorfbewohner

Kostenfreie Version - kairos-prime.de

Wenn Wasser bergauf fließt, ist etwas in der Welt verrutscht.

Im kleinen Dorf am Rand des Südwestkontinents beginnen die Bäche zu zögern, die Brücken knarren unter unsichtbarer Last, und nachts reden die Bäume. Kinder murmeln Worte, die sie nie hätten lernen dürfen, Hunde starren ins Leere – und niemand weiß, wo man gegen etwas Unsichtbares die Tür verriegelt.

Die achtjährige Lin, ihre eigenwillige Tante Nale, Schankmagd Mira, Kräuterkundige Olda und Schreiber Tamer versuchen, den Alltag festzuhalten, während sich Fäden und Knoten in der Wirklichkeit zusammenziehen. Und als schließlich eine Gruppe Abenteurer das Dorf betritt, stellt sich eine andere Frage:

Was bleibt zurück, wenn die Helden weiterziehen – und nur ein Bach, eine Brücke und ein paar Menschen mit neuen Erinnerungen übrig sind?

Eine leise, magische Begleitgeschichte aus dem Kynéxis-Universum – erzählt aus der Sicht derer, die nicht aufbrechen.

Der Fluss ohne Richtung

Andere Perspektive auf „Die Knoten in den Fäden“

Eine kurze Nebengeschichte im Kynéxis-Universum

Kairos Prime

*Ein Dorf mit einem Problem, ein Blick auf die Seryn aus
der Sicht der Dorfbewohner*

Impressum

Der Fluss ohne Richtung

Eine Kurz- und Begleitgeschichte von **Kairos Prime**

Text, Satz und Gestaltung:

© 2025 Kairos Prime

Alle Rechte vorbehalten.

Die Weitergabe und öffentliche Lesung dieses Werkes in unveränderter Form ist ausdrücklich gestattet, sofern kein direkter wirtschaftlicher Gewinn damit erzielt wird – es sei denn, die Nutzung dient der Bewerbung von Kairos Prime und dessen literarischen Werken (z. B. bei Lesungen oder Veranstaltungen, auf denen auf andere Veröffentlichungen hingewiesen wird). Auch kommerzielle Veranstaltungen dürfen das Werk in diesem Rahmen verwenden.

Untersagt sind:

- Jegliche Veränderung oder auszugsweise Weitergabe des Werkes,
- Kommerzielle Nutzung, die nicht der Werbung für Kairos Prime dient.

Kontakt:

books@kairos-prime.de

Herausgeber:

Guido Herrling

Deutschland

Diese Geschichte handelt parallel zu der Kurzgeschichte „Die Knoten in den Fäden“ aus dem Sammelband „Chroniken des Aufbruchs“.

Es ist keine Heldengeschichte und die Seryn spielen auch nur eine untergeordnete Rolle. Es ist eine Erzählung aus einer anderen Perspektive, nämlich der Perspektive einiger Dorfbewohner.

Vorzeichen

An dem Morgen, an dem der Fluss zum ersten Mal bergauf floss, hatte Lin eigentlich nur vorgehabt, Pelzipubs Fell zu retten.

Der kleine Hof lag wie immer im Schatten der Hangkante. Über den Dächern stand die Sonne, blass wie verdünnte Milch, aber warm genug, dass der Staub in der Luft tanzte. Lin stand auf einem wackligen Holzschemel, barfuß, die Zehen schwarz vom Hofboden. Ihre Haut war vom Sommer braun geworden, an den Knien schmutzig fleckig. Ein viel zu weites, ausgewaschenes Leinenhemd hing ihr bis halb über die Waden, in der Taille mit einem Strick zusammengebunden. Dunkelbraune Haare quollen aus einem schief geflochtenen Zopf, einzelne Strähnen klebten ihr an der Stirn.

Vor ihr hockte Pelzipub. Niemand im Dorf war sich ganz sicher, was er ursprünglich einmal gewesen war – ein zu klein geratener, langhaariger Bär oder einer dieser Hunde mit der Schnauze eines Bären. Er hatte vier kräftige Pfoten, ein rundes Gesicht mit kurzer Schnauze und so viel Fell, dass man irgendwo darin noch ein zweites Tier hätte verstecken können. In Schulterhöhe reichte er Lin fast bis zur Hüfte, wenn er sich streckte; sitzend auf dem Schemel wirkte er wie ein zu groß geratenes, pelziges Kissen mit Augen.

„Du hast schon wieder in den Abfallkasten gekrochen“, sagte Lin vorwurfsvoll. „Wenn du Dinge frisst, die nicht mal einen Namen haben, wirst du eben verfilzt.“

Pelzipub antwortete mit einem gequetschten Laut – irgendwo zwischen Fiepen und Seufzen – und ließ einen klar erkennbaren Pups fahren. Ein warmer, säuerlicher Gestank

kroch sofort in die Luft, eine Mischung aus altem Gemüse, Stall und schlechtem Gewissen.

„Igitt, Pelzipub!“ Lin verzog das Gesicht, musste aber doch lachen. „Das da drin war auf jeden Fall kein Futter.“

Sie stemmte die Bürste in das Fell. Die ersten Züge gingen durch wie durch wogende Wolle. Dann blieb die Bürste hängen.

„Du bist schlimmer als das alte Brückenseil“, murmelte sie und zog vorsichtig ein Stück. „Wenn Nale dich sehen würde, würde sie einen Lehrlingsknoten aus dir machen.“

Pelzipub zappelte empört, seine mittelgroßen Bären-Hund-Pfoten krallten sich in den Schemel. Lin ließ die Bürste los, bevor sie ihn aus Versehen herunterriss. Ihr Blick rutschte, mehr aus Gewohnheit als aus Absicht, zum Bach hinter dem Zaun. Sie mochte es, dem Wasser zuzusehen, wenn sie sich über Pelzipub ärgerte.

Diesmal blieb ihr der Ärger im Hals stecken.

Der Bach floss wie immer aus der oberen Mulde, ein schmales, glitzerndes Band zwischen grauen Steinen. Dann stockte er. Die Oberfläche wurde glatt, als hätte jemand eine Glasscheibe darauf gelegt.

„Nein“, flüsterte Lin.

Direkt vor ihren Augen wölbte sich ein Stück des Wassers, löste sich wie ein träger Tropfen vom Rest und kroch – langsam, zögernd – den Hang hinauf. Nicht viel, nur eine Armlänge, dann noch ein Stück. Es sah aus, als hätte der Bach beschlossen, mit dem Berg zu streiten.

Pelzipub folgte ihrem Blick. Sein Rückenfell stellte sich in Büscheln auf, der buschige Schwanz fuhr hoch. Er stieß ein tiefes, unsicheres Knurren aus und ließ zur Sicherheit noch

einen kleinen Pups hinterher – dieses Mal kurz, nervös, aber unverkennbar.

Lin sprang vom Schemel. Die Bürste fiel in den Staub, Pelzipub schwankte, fing sich mit den Pfoten und kauerte sich hin. Ein paar Tropfen schwappten über den Rand des Bachbetts, als würde das Wasser selbst stolpern.

„Onkel Bero!“ rief sie. „Onkel Bero, der Bach läuft falsch!“

Ihr Ruf hallte über den Hof, prallte an der Stallwand ab und vermischte sich mit dem fernen Summen der Fliegen. Aus dem unteren Feld kam das gedämpfte Schlagen einer Hacke, gleichmäßig wie ein Herzschlag.

„Onkel Bero!“ Lin rannte zum Zaun, die Hände um die Latten gekrallt, als könnte sie den Bach mit bloßer Willenskraft festhalten. „Er läuft nach oben! Wirklich!“

Auf dem Acker richtete sich eine Gestalt auf. Bero wischte sich mit dem Unterarm über die Stirn. Er war ein großer Mann mit breiten Schultern, die vom Pflügen rund geworden waren, und Armen, in denen die Adern wie schmutzige Striche unter der Haut lagen. Seine Haut war wettergegerbt, braun und rissig vom Wind der Hänge. Ein dunkler Bartschatten zog sich über sein Kinn, in dem schwarzen Haar über der Stirn hatten sich bereits ein paar graue Fäden versteckt.

Von dort unten sah er nur ein zappelndes Mädchen, einen Fellklumpen auf einem Schemel und den Bach, der aussah wie immer.

„Flüsse laufen nicht nach oben, Lin“, rief er zurück. Seine Stimme klang rau vom Rufen über Felder. „Das ist das Erste, was ihnen die Berge beibringen.“

„Doch!“ Ihre Stimme überschlug sich beinahe. Das Wasser zuckte wieder, als stritte es mit einer unsichtbaren Hand darüber, wohin es sollte. Ein schmaler Finger aus Strömung kroch dieses Mal bis zu einem Stein hinauf, den Lin noch nie nass gesehen hatte.

Bero seufzte, stellte die Hacke beiseite und kam den Hang herauf. Seine Stiefel hinterließen dunkle Abdrücke im trockenen Boden. Auf halber Strecke blieb er kurz stehen und warf einen Blick zur Brücke, die das Dorf mit dem Weg ins Tal verband. Die Bretter lagen ruhig im blassen Licht, aber etwas daran ließ ihn einen Herzschlag länger hinsehen, als nötig gewesen wäre.

„Es ist nur Licht, das dich narrt“, sagte er, als er neben ihr am Zaun stand. „Wenn die Sonne so blass ist, sieht alles verkehrt aus.“

Lin wollte protestieren, doch in dem Moment schien der Bach sich zu schämen. Die glatte Stelle brach, das Wasser rauschte talwärts, als wäre nie etwas gewesen. Nur der Stein oberhalb glänzte dunkel, nass wie ein verräterisches Auge.

„Da!“ stieß sie hervor und zeigte mit so viel Kraft auf den Stein, dass ihr Finger wehtat. „Der war noch nie nass. Frag Nale! Die sagt, an dem Stein erkennt man, ob ein Frühjahrssturm kommt!“

Bero betrachtete den Stein, kniff die Augen zusammen. Ein letzter Tropfen löste sich, zögerte und fiel zurück ins Bett.

„Vielleicht hat’s nachts geregnet“, meinte er schließlich. „Vielleicht hat jemand oben Wasser ausgeschüttet. Vielleicht...“

Er brach ab, als ihm der vertraute, deutlich nach Pups riechende Pelzipub-Dunst in die Nase stieg. Der Fellhaufen

hatte sich inzwischen wieder auf den Schemel gedrückt und tat so, als ginge ihn das alles nichts an.

Bero verzog den Mund, als wolle er lächeln und könne gerade nicht. Er legte Lin die schwielige Hand kurz auf den Kopf, strich ihr flüchtig durch den schiefen Zopf.

„Ich seh später nochmal nach der Brücke“, versprach er. „Wenn der Bach wirklich Unsinn macht, wird er’s nicht bei einem Tropfen belassen.“

Lin sah wieder auf das Wasser. Es tat so unschuldig wie nur möglich.

„Er hat schon angefangen“, flüsterte sie.

Bero tat so, als hätte er das nicht gehört. Er nahm die Hacke und ging zurück auf den Acker. Doch als er an der Ecke des Feldes vorbeikam, blickte er ein zweites Mal hinüber zur Brücke. Die Bretter wirkten einen Atemzug lang, als würden sie ein Gewicht tragen, das gar nicht da war.

Kaum war ihr Onkel außer Sicht, sprang Pelzipub vom Schemel. Er landete schwer im Staub, schüttelte das Fell, sodass Staub und einzelne Haare in der Luft wirbelten, und sah Lin mit schief gelegtem Kopf an.

„Komm, Pelzipub! Zu Nale“, sagte sie.

Sie griff in das dichte Nackenfell, nicht um ihn zu heben, sondern damit er ihr nicht wieder zum Abfallkasten abbog, und rannte den Hang hinauf, weg vom Hof, Richtung Dorfplatz. Pelzipub trabte neben ihr her, so schnell, wie ein halb bäriger, halb hundiger Körper es zuließ; bei jedem Schritt schwappte das Fell, und sein Atem ging stoßweise, doch er hielt mit.

Nale würde ihr glauben. Nale war gut mit Seilen – und darin, wenn etwas „nicht richtig hing“.

Die Seilerin hatte ihre Werkstatt in einem niedrigen Haus direkt neben der ersten kleinen Brücke. Schon von weitem erkannte Lin die Stelle an den Leinen, die zwischen Pfosten gespannt waren, und an den zusammengerollten Seilen, die an der Wand hingen wie schlafende Schlangen. Es roch nach Hanf, Wachs, altem Holz – und ein wenig nach Rauch, weil Nale nie daran dachte, die Glut unter ihrem Teekessel rechtzeitig auszutreten.

Nale stand draußen unter dem Vordach, als Lin herangeläufig kam. Sie hatte die Ärmel ihres groben, sandfarbenen Arbeitshemdes bis über die Ellenbogen hochgekrempelt. Ihre Unterarme waren fest und sehnig, von dünnen Schnittenarben und verbrannten Stellen durchzogen. Dunklere Haut, vom Wind der Hänge gegerbt, ließ die Adern an den Händen beinahe blau wirken. Ihr schwarzes Haar war im Nacken zu einem Knoten gebunden, aus dem einzelne Strähnen ausbrachen und ihr in die Stirn fielen.

Sie hielt gerade ein Seil in den Händen, dick wie Lins Handgelenk, und prüfte mit gleichmäßigem Zug die Spannung zwischen zwei Pfosten. Die Fasern ächzten leise. Nale glitt mit dem Daumen über die Stränge, als würde sie ertasten, ob alles „im Lot“ war. Die Leute im Dorf sagten manchmal, sie könne an einem Seil fühlen, ob ein Sturm kam – und manche fanden das ein bisschen unheimlich.

„Nale!“ Lin blieb keuchend stehen. Pelzipub war neben ihr zum Stillstand gekommen, ließ sich schwer auf die Hinterhand sinken und schnaufte hörbar.

Nale sah auf. Ihre dunklen Augen wanderten zuerst zu Lin, dann zu Pelzipub, dann zum Bach hinter ihr, als würde sie automatisch prüfen, ob etwas von dort herübergekrochen kam.

„Du siehst aus, als hättest du einem Sturm die Beine weggezogen“, sagte sie. „Atme erst mal, Kleines.“

„Der Bach“, brachte Lin hervor. „Er ist... er ist falsch gelaufen. Nach oben. Und ein Stein ist nass, der nie nass ist.“

Nale ließ langsam das Seil los. Es blieb unter Spannung zwischen den Pfosten, aber mit einem leichten Zittern, als hätte sich ein neuer Wind dran verfangen.

„Der obere Stein? Der mit dem dunklen Rand?“ fragte sie.

Lin nickte heftig. „Der Sturmstein. Bero sagt, ich sehe Dinge, die nicht da sind, aber er war nass, Nale, ich schwör's bei Pelzipub.“

Pelzipub würgte ein leises Geräusch hervor, das nach Protest klang, und rutschte ein Stück zur Seite, sodass sein Fell wie ein lebendiger Teppich den Boden bedeckte.

Nale trat näher an das Mädchen heran, legte ihr kurz die Hand auf die Schulter. Ihre Finger waren rau wie Seilfasern, aber der Griff war sanft.

„Komm“, sagte sie. „Zeig es mir.“

Sie nahm sich unterwegs noch ein kürzeres Stück Seil von einem Haken – aus Gewohnheit, wie andere Leute einen Stock mitnahmen. Während sie mit Lin zur Brücke ging, ließ sie das lose Ende durch die Finger gleiten. Die Bewegung half ihr beim Denken, hatte sie einmal gesagt; einige im Dorf meinten, das Seil denke dabei mit.

Die kleine Brücke am Dorfrand sah auf den ersten Blick aus wie immer: zwei dicke Tragbalken, darüber die Bohlen, an deren Rändern das Wasser vorbeizog. Lin wusste, dass Nale jeden Balken mit Namen kannte, jede Stelle, an der das Holz nachgab, wenn man mit dem Fuß darauf trat.

Jetzt blieb die Seilerin kurz vor dem Geländer stehen und sah zuerst nicht auf das Holz, sondern auf den Bach.

Das Wasser floss hinab ins Tal, als würde es sich Mühe geben, brav zu wirken. Nur an der Steinreihe, von der Lin gesprochen hatte, glänzte noch ein dunkler Fleck, als hätte sich dort vor Kurzem etwas festgehalten.

„Da“, sagte Lin und zeigte. „Er war bis dahin oben. Ganz sicher.“

Nale kniff die Augen zusammen. Eine schmale Falte erschien zwischen ihren Brauen. Sie stieg vorsichtig auf die Brücke, das kurze Seilende noch immer in der Hand.

„Bleib lieber am Rand, Lin“, murmelte sie, mehr aus Gewohnheit als aus echter Erwartung, dass das Mädchen gehorchen würde.

Pelzipub setzte sich neben Lin, das Fell schwer an ihrem Bein, und schnüffelte in die Luft. Sein Bauch grollte, aber diesmal kam kein Pups – nur ein nervöses Schmatzen, als er sich über den Bart leckte.

Nale legte das Seil quer über eine der Bohlen und drückte mit der Fußspitze dagegen. Sie fühlte, wie das Holz unter ihr arbeitete. Es war nicht das übliche Nachgeben von altem Material. Es war ein... Ziehen. Als ob irgendwo etwas an der Brücke zerrte, das sie nicht sehen konnte.

Sie blieb stehen und schloss kurz die Augen. In ihrem Kopf sortierte sie die Dinge, die sie kannte: das Wippen einer alten Hängebrücke, wenn Kinder darüber sprangen; das Zittern, wenn zu viele Säcke Getreide auf einmal herübergeschafft wurden; das schwache Schwanken, wenn der Bach anschwell. Das hier passte zu keinem davon.

„Fühlt es sich an wie ein Sturm?“ flüsterte Lin.

„Nein“, sagte Nale langsam. „Eher wie... als hätte jemand einen Knoten dort gemacht, wo keiner hingehört.“ Sie verzog den Mund, als wäre ihr das eigene Bild nicht ganz geheuer. „Manchmal spinnt Holz einfach. Oder die Leute sehen Gespenster, wo nur Wind ist.“

Lin trat, trotz der Warnung, einen Schritt näher. Von hier aus sah sie nur Holz, Nägel, ein paar Risse.

„Aber Seile sieht man doch“, gab sie zu bedenken.

Nale zuckte mit einer Schulter. „Manchmal spürt man nur, dass etwas angespannt ist. Auch wenn man das Seil dazu nicht findet.“ Sie brach ab, schüttelte leicht den Kopf. „Frag mich nicht, warum ich so was sage. Die Leute halten mich schon so für wunderlich genug.“

Sie ging weiter über die Brücke, prüfte die Pfosten, die Verbindungen, jedes sichtbare Stück Seil.

„Das hier hätte noch Jahre gehalten“, murmelte sie schließlich. „Aber es fühlt sich an, als wäre es schon alt. Als hätte jemand von außen daran gezerrt.“

Lin spürte ein Kribbeln im Bauch. „Also... ich hab mir das nicht nur eingebildet?“

Nale sah zu ihr zurück. Diesmal war ihr Blick ganz im Hier und Jetzt.

„Nein“, sagte sie. „Du hast Augen im Kopf und kein Wasser darin. Wenn du sagst, der Bach ist falsch gelaufen, dann glaub ich dir.“

Lin richtete sich ein bisschen gerader auf.

Pelzipub nutzte den Moment, um sich näher an Nales Bein zu schieben. Er mochte sie, weil sie nie vergaß, beim Arbeiten ein Stück Brot in die Tasche zu stecken, das manchmal

zufällig herunterfiel. Nale spürte den Druck an ihrer Wade, den warmen Atem, und ohne hinzusehen legte sie ihm kurz die Hand zwischen die Ohren.

„Ich rede heute Abend mit Tamer“, sagte sie. „Er soll es im Buch vermerken. Und Bero soll nicht mehr allein bei hohem Wasser über die Brücke.“

„Glaubst du, es wird schlimmer?“ fragte Lin.

Nale sah wieder auf das Wasser, das so tat, als könne es keinen Fliegen etwas zuleide tun.

„Wenn etwas anfängt zu ziehen“, sagte sie schließlich, „zieht es selten nur einmal.“

Sie meinte die Seile und Balken – oder redete es sich zumindest ein. Trotzdem blieb ein leises, unerklärliches Ziehen in ihr zurück, als sie von der Brücke trat, als wäre irgendwo in der Luft ein Knoten, den sie nicht lösen konnte und über den sie besser nicht zu laut sprach.

Am Abend lag der Rauch der Feuerstellen wie ein dünner Schleier über dem Dorf. Durch die Ritzen der Schenktür drang der Geruch von Kohl, altem Bier und nassem Fell, obwohl es nicht geregnet hatte. Mira stieß die Tür mit der Hüfte auf, den Krug in der einen, das Tuch in der anderen Hand, und trat hinaus auf die Schwelle, um kurz durchzuatmen.

Sie war nicht viel älter als Nale, vielleicht Anfang zwanzig, schmal gebaut mit geraden Schultern, die sich unter der Arbeit selten hängen ließen. Ihr hellbraunes Haar hatte sie zu einem straffen Zopf gebunden, der im Nacken mit einem Lederband zusammengehalten wurde, aber einzelne Strähnen hatten sich gelöst und klebten an den Schläfen. Ihre Haut war eher blass als braun, weil sie mehr zwischen

Tischen als auf Feldern unterwegs war, und auf ihrer Nase lagen ein paar Sommersprossen wie verstreute Krümel.

Der Dorfplatz war zur Hälfte in Schatten gehüllt. Am Brunnen saß einer der Hirtenjungen, die Füße über den Rand gestreckt, und starrte ins Wasser, als sähe er darin mehr als sein Spiegelbild. Zwei Hühner pickten im Staub, verfehlten die Körner und stolperten ineinander, als wären sie plötzlich blind geworden. Mira beobachtete sie einen Moment. Früher hätten sie sich fauchend auseinandergefegt, jetzt blieben sie einfach stehen, als wüssten sie nicht, in welche Richtung sie laufen sollten.

„Mira! Die Krüge, bevor Arno im Trockenen sitzt!“

Die Stimme ihres Vaters, des Wirtes, kam aus dem Inneren der Schenke, rau und ungeduldig. Mira seufzte, setzte das neutrale Gesicht wieder auf, das sie Gästen zeigte, und trat zurück in den niedrigen Schankraum.

Die Schenke war nicht groß. Zwei Fenster, deren Scheiben schon bessere Zeiten gesehen hatten, ließen das letzte Abendlicht herein, die restliche Helligkeit kam von drei Kerzen und dem Feuer in der gemauerten Ecke. Die Bänke waren mit Kerben, eingetrocknetem Bier und einer Schicht Geschichten überzogen, die sich über Jahre angesammelt hatten. Heute war es voller als sonst an einem gewöhnlichen Wochentag – nicht, weil mehr Leute da waren, sondern weil sie dichter saßen.

Am Tisch neben der Tür hockte Arno, der Schmied, ein breiter Mann mit rußigen Armen und einem Hals, der aussah, als könnte er einen Amboss tragen. Ihm gegenüber saß Bero, noch in der Kluft vom Feld, Erde in den Falten seiner Hände, die Hacke irgendwo draußen an die Wand gelehnt.

Zwischen ihnen stand ein Krug, halb leer, und zwei Becher, nicht ganz voll.

„Ich sage dir“, brummte Arno, „wenn der Brunnen weiter spuckt wie heute Morgen, dann hast du bald Schlamm statt Wasser.“

„Und ich sage dir, Wasser hat nie verstanden, wo es hingehört“, gab Bero zurück. „Aber bergauf hat es noch nie versucht, bei uns.“ Er hob den Becher und nickte Mira zu, als sie näherkam. „Noch mal halb, aber diesmal ohne Schaum, der schwappt nur über.“

Mira schenkte nach und sah ihm dabei ins Gesicht. Die feinen Linien neben seinen Augen waren tiefer als sonst, die Stirn angespannt, als drücke etwas Unsichtbares von innen dagegen.

„Lin war vorhin bei mir“, sagte sie beiläufig, während sie den Becher wieder absetzte. „Sie meinte, du hättest ihr nicht geglaubt.“

„Siehst du!“ Arno schlug mit der Faust leicht auf den Tisch, dass der Krug klirrte. „Kinder sehen mehr, als sie sollten, in solchen Zeiten.“

Bero verzog den Mund. „Kinder sehen vor allem Geschichten, die sie hören.“ Dann – nach einem kurzen Zögern – fügte er hinzu: „Aber Nale hat’s sich angesehen. Und wenn Nale sagt, die Brücke fühlt sich alt an, dann glaube ich ihr lieber, bevor ich baden gehe, ohne es zu wollen.“

„Nale fühlt an Seilen den Winter kommen“, murmelte Arno, halb respektvoll, halb spöttisch. „Manche sagen, sie würde auch merken, wenn ein Gott die Schnürsenkel falsch bindet.“

„Manche sollten weniger trinken, bevor sie so was sagen“, warf Mira ein. Arno grinste nur, doch in seinen Augen lag ein Hauch von Ernst.

Sie wandte sich vom Tisch ab, um zum Feuer zu gehen. In der Nähe des Herdes saß Olda auf einem Schemel, die schmalen Hände um einen Becher gelegt, aus dem mehr Dampf als Geruch stieg; Kräutertee, nicht Bier. Oldas Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, die nicht nur vom Alter kamen, sondern vom Zusammenkniffen der Augen, wenn sie Blätter prüfte oder Wunden begutachtete. Ihr graues Haar trug sie als geflochtenen Kranz um den Kopf, die Hände rochen immer ein wenig nach Salben und Rauch.

„Dein Vater hat wieder die gute Glut genommen, bevor ich meinen Tee fertig hatte“, sagte sie, ohne aufzusehen.

„Er meint, die Gäste werden sonst kalt“, erwiderte Mira. „Als ob ihr Tee nicht auch ein Gast wäre.“

Olda schnaubte leise. Dann hob sie den Blick und musterte Mira. „Hast du es auch gehört?“

„Was?“

„Die Bäume“, sagte Olda. „Heute Nacht. Der Wind war schwach, aber die Äste haben geredet, als stünden sie mitten im Sturm.“

Mira holte einen neuen Scheit und legte ihn ins Feuer. Funken sprangen hoch, als wollten sie dem Gespräch beipflichten.

„Ich schlafe meistens, wenn Bäume reden“, wich sie aus. „Aber ich hab davon gehört. Tamer war heute Morgen hier. Er meinte, die Kinder hätten im Schlaf Worte gesagt, die nicht nach unseren klangen.“

Olda nickte langsam. „Das tun sie seit Tagen. Ich gebe den Müttern Kräuter gegen schlechte Träume, aber die Träume hören nicht darauf.“ Sie strich mit dem Daumen über den Rand des Bechers, als ertaste sie dort eine Antwort. „Als hätte jemand neue Fäden in ihre Köpfe gelegt und vergessen, die alten zu lösen.“

Mira zuckte innerlich zusammen bei dem Wort, sagte aber nichts dazu. Olda gehörte zu den wenigen, die manchmal Sätze sagten, bei denen man nicht wusste, ob sie von Kräutern oder von etwas anderem handelten.

Die Tür ging auf, und ein kühler Hauch strich durch den Raum. Nale trat ein, den kurzen Seilmeter noch um die Hand gewickelt, den Lin ihr hatte holen sehen. Sie warf Mira ein knapps Nicken zu und steuerte direkt auf den Tresen zu, wo Tamers übliche Ecke war.

Tamer saß wie fast jeden Abend auf seinem Platz in der Ecke, nahe genug am Feuer, um die Knie zu wärmen, weit genug weg, um noch schreiben zu können, wenn er wollte. Er war ein dünner Mann, älter als Bero, mit einem Rücken, der sich angewöhnt hatte, leicht vorgebeugt zu sein, als würde er ständig über eine unsichtbare Zeile lesen. Sein graues Haar war zum Zopf geflochten, der an seinem Nacken hinunterhing, und in den Augenwinkeln sammelten sich feine Fältchen, die mehr nach Nachdenken als nach Lachen aussahen.

Vor ihm lag das Dorfbuch, in abgewetztes Leder gebunden, neben einem Becher dünnen Biers. Er tunkte gerade die Feder in Tinte, als Nale sich an seinen Tisch stellte.

„Du schreibst über die Hühner?“ fragte sie ohne Begrüßung. „Oder über den Brunnen?“

Tamer sah zu ihr auf. „Über beides. Und über Lins Fluss, der laufen will, wohin er nicht soll.“ Seine Stimme war leiser als die der anderen, aber sie trug trotzdem bis zu Miras Ohren. Sie hatte gelernt, beim Arbeiten zuzuhören, ohne stehen-zubleiben.

„Dann schreib dazu“, sagte Nale, „dass sich die Brücke anfühlt wie ein altes Seil, das keiner richtig gepflegt hat. Nur dass ich sie vor einem halben Jahr das letzte Mal erneuert habe.“ Sie schwieg kurz, betrachtete ihre Hände, an denen noch Fasern hingen. „Und dass es nicht nur Wind ist. Du kennst den Unterschied.“

Tamer sah sie lange an. Es lag eine Frage in seinem Blick, die er nicht stellte. Stattdessen tauchte er die Feder noch einmal ein und schrieb ein paar Worte, die Mira nicht lesen konnte, obwohl sie sich unwillkürlich streckte, um es zu versuchen.

„Die Leute sagen, du hörst Dinge in Seilen, die andere nicht hören“, murmelte er schließlich.

„Die Leute sagen viel“, erwiderte Nale. „Die meisten davon, wenn sie hier sitzen.“ Sie deutete mit dem Kinn in den Raum. „Aber wenn eine Brücke spricht, wäre es gut, wenn es einer aufschreibt.“

Mira stellte einen Krug Wasser auf ihren Tresen und tat so, als wäre sie mit dem Abwischen beschäftigt. Um sie herum bewegten sich die Dorfbewohner in kleinen Kreisen: Bero, der mit Arno diskutierte; Olda, die den Tee langsam leerte; zwei Mütter am Fenster, die leise über ihre Kinder sprachen. Sie hörte Bruchstücke: „...wieder im Schlaf geredet...“, „...der Schrein hat nichts gebracht...“, „...mein Kalb ist heute gegen die Stallwand gesprungen, als ob es vor etwas fliehen würde, das nicht da ist...“

„Vielleicht sollten wir nicht alles ins Buch schreiben“, murmelte sie mehr zu sich als zu irgendwem. „Sonst glaubt am Ende noch jemand, es wäre wichtig genug, um herzukommen.“

„Wer sollte herkommen?“ Ihr Vater trat hinter sie, griff nach einem leeren Krug und stellte ihn unter das Fass. Er war ein stämmiger Mann mit rundem Gesicht, das rote Adern an der Nase verrieten, wie oft er „mitprobierte“, wenn er ausschank. „Priester waren schon da, Jäger waren schon da. Keiner hat mehr getan, als zu reden und zu trinken.“

Mira zuckte mit den Schultern. „Jemand, der mehr kann als reden?“ Im Kopf sah sie Bilder, die sie aus wandernden Geschichten kannte: Reisende mit schimmernden Waffen, mit Namen, die man kannte, bevor sie einen Raum betraten. Helden. Aber im Südwestkontinent verliefen die meisten Wege von A nach B, nicht von A nach „Wunder“.

Ihr Vater schnaubte. „Wer viel kann, bleibt selten lange in Dörfern stehen. Und wenn doch, ist es meist ein schlechtes Zeichen.“

„Schlechter als flüsternde Bäume, bergauf fließende Bäche und Kinder, die mit fremden Stimmen reden?“ fragte sie trocken.

Er antwortete nicht sofort. Das Scharren der Stühle, das Murmeln der Gespräche, das Knistern des Feuers füllten die Lücke. Schließlich brummte er: „Schlecht ist vor allem, wenn die Leute vergessen, wie man normal arbeitet. Solange sie noch auf Felder gehen und Seile flicken, ist nicht alles verloren.“

Mira sah zu Nale hinüber, die jetzt schweigend an Tamers Tisch stand, die Hände lose um das kurze Seil geschlungen.

Tamer schrieb weiter, der Federstrich gleichmäßig, als hätte er keine Eile – nur die Notwendigkeit, dass das, was geschah, nicht ganz spurlos blieb.

Draußen heulte plötzlich ein Hund auf, ein langgezogenes, klagendes Geräusch, das allen gleichzeitig auffiel. Die Gespräche stockten, jemand machte ein Schutzzeichen in die Luft. Das Heulen brach abrupt ab, als hätte jemand den Ton abgeschnitten.

„Vielleicht“, sagte Mira leise, „ist es doch Zeit, dass jemand herkommt.“

Niemand antwortete. Aber in dem kurzen Schweigen schien der Dorfplatz vor der Schenke einen Atemzug lang zu lauschen – auf Schritte, die noch nicht da waren.

Ankunft

Seit jenem Morgen, an dem Lin zum ersten Mal gesehen hatte, wie der Bach bergauf lief, waren Wochen vergangen. Drei, wie Tamer im Dorfbuch vermerkt hatte. Drei Wochen, in denen das Dorf gelernt hatte, mit gesenktem Blick an den Bächen vorbeizugehen und so zu tun, als wären Flüsse, die zögerten, nichts, worüber man laut sprach.

Das Wasser hatte seitdem öfter „vergessen“, wohin es gehörte. Mal wurden aus glatten Stellen zitternde Pfützen, die gegen den Hang drängten, mal krochen dünne Ströme über Steine, die noch nie nass gewesen waren. Olda hatte gesagt, der Wind habe seine Richtung verloren. Nale meinte, irgendwer ziehe an etwas, das man nicht sehen könne. Die

Kinder flüsterten von Wasser, das „in falscher Richtung träumt“, wenn sie dachten, die Erwachsenen hörten es nicht.

An diesem Abend hing die Sonne bleich am Himmel, als hätten selbst ihre Strahlen die Kraft verloren. Zwischen den grauen Hängen lag das Dorf, kaum mehr als ein Dutzend Häuser, niedrig und gedrungen, als wollten sie sich gegen den Wind ducken. Ein schmaler Platz mit einem Brunnen bildete die Mitte, von dort führten zwei Holzbrücken über die beiden Bäche, die sich durchs Tal zogen.

Auf den ersten Blick war es ein Ort wie viele. Für die, die hier lebten, war dieser erste Blick längst vorbei.

Die Kinder spielten nicht mehr auf dem Platz. Sie saßen auf einer Bank an der Hauswand gegenüber vom Brunnen, die Beine herabhängend, den Blick auf einen Punkt gerichtet, den nur sie sahen. Lin hockte am Rand der Bank, die Arme um die Knie geschlungen. Neben ihr nestelte ein kleiner Junge an seinem Ärmel, bis der Stoff Fäden zog.

„Wenn man ins Wasser schaut“, murmelte eines der Mädchen, „kann man sehen, wie es anderswohin will.“

„Wohin denn?“ fragte der Junge, ohne aufzusehen.

„Den Berg hoch“, sagte das Mädchen. „Oder in den Himmel. Als wüsste es nicht mehr, was unten ist.“

„Wasser kann nicht in den Himmel“, widersprach Lin automatisch. So hatte Bero es ihr beigebracht. „Es fällt runter. Immer.“

„Aber nachts flüstert es anders“, sagte das Mädchen. „Als ob es übt.“

Lin schwieg. Sie hatte in den letzten Nächten selbst versucht, das Flüstern zu ignorieren: das Murmeln der Bäche, das nicht mehr wie Wasser klingt, sondern wie viele leise Stimmen durcheinander. Pelzipub hatte sich dann immer dichter an ihr Bett gedrückt, als wolle er zwischen ihr und dem Geräusch liegen. Manchmal hatte er so nervös gepupst, dass sie lieber das Fenster geöffnet hätte, wenn sie sich getraut hätte, aufzustehen.

Heute lag Pelzipub nicht unter der Bank. Er lag weiter vorne am Weg, in der Nähe des Baches, mit dem Kopf auf den Pfoten. Normalerweise bellte er alles an, was nach fremden Schritten klang. Seit ein paar Tagen starrte er lieber in die Ferne, die Lefzen leicht erhoben, ohne Laut von sich zu geben – als höre er etwas, das nicht mit den Ohren kam.

Eine Krähe – oder war es ein Rabe? – pickte im Staub des Platzes, fand nichts, flog auf, drehte einen engen Kreis und landete wieder an derselben Stelle, als hinge sie an einem unsichtbaren Faden.

„Siehst du?“ flüsterte der Junge neben Lin. „Nichts weiß mehr, wo es hinwill.“

Lin wollte ihm erklären, dass Vögel manchmal einfach dumm seien. Doch bevor sie etwas sagte, hörte sie Hufschlag. Nicht von einem Wagen, der über die Brücken rollte, sondern einzelne, schwere Schritte. Mehrere. Jemand kam den Hang herab.

Mira stand in der Schenke am Fenster. Sie hatte sich angewöhnt, öfter hinauszusehen, seit das Wasser Dinge tat, die es nicht sollte. Ihre Hände polierten einen Becher, der

längst sauber war, die Bewegung war nur ein Vorwand, nicht untätig zu erscheinen.

Der Dorfplatz lag vor ihr wie immer – und doch anders. Der Hund am Weg, reglos wie eine Statue. Die Hühner im Gehege, die mehr stolpterten als liefen, als wären sie blind geworden. Der Rabe, der seinen sinnlosen Kreis drehte. Die Kinder auf der Bank, zu still für ihr Alter. Der Brunnen in der Mitte, dessen Plätschern alle paar Augenblicke seltsam stockte, als müsse er sich anstrengen, weiterzulaufen.

„Hörst du das?“ fragte sie leise.

„Nur meine eigenen Gelenke“, knurrte ihr Vater hinter ihr.
„Was soll ich hören?“

„Es fühlt sich an, als würde der Platz auf etwas warten“, sagte Mira. „Wie vor einem Gewitter, nur ohne Wolken.“

In dem Moment traten die ersten Gestalten über die Kante des Weges ins Sichtfeld.

Es waren sechs. Keine Bauern, keine Händler, keine Priester. Sie trugen keine Lasten, außer dem, was an ihnen selbst hing: Waffen, Stäbe, Rucksäcke, Mäntel, die schon mehr Wetter als dieses Tal gesehen hatten. Sie gingen nicht wie Leute, die zufällig hier landeten, sondern wie Menschen, die beschlossen hatten, an diesem Punkt anzuhalten.

Die Frau mit dem Schild ging voran, hochgewachsen, mit einem runden Schild, hinter dem ein Kind sich hätte verstecken können, und einem Schwert an der Seite, dessen Griff vom Gebrauch glänzte. Neben ihr die Stabträgerin, deren Blick scharf über Platz, Häuser und Gesichter fuhr. Dahinter die Bogenschützin mit den leisen Schritten, der Schattenmann mit den Dolchen, der Magier mit dem Runenstab.

Und dann die sechste Gestalt.

Mira sah sie, bevor sie begriff, was sie sah. Die Ohren, spitz und mit Fell überzogen, das im bleichen Licht schimmerte. Der Schweif, der hinter ihr leicht pendelte, als würde er selbst die Luft prüfen. Ein Gesicht, das auf den ersten Blick menschlich hätte sein können, wären da nicht die weichen Linien und das kurze Fell gewesen, das an Wangen und Hals sichtbar war, bevor es im Mantel verschwand.

„Nyssari“, entfuhr es einer der Frauen am Fenster. Das Wort hing im Raum, als hätte man eine alte Geschichte laut ausgesprochen.

Draußen auf dem Platz hob eines der Kinder den Kopf. „Schau“, murmelte es. „Jemand kommt, der nicht aus der falschen Richtung träumt.“

Lin war vom Bankrand aufgestanden, ohne darüber nachzudenken. Ihre Beine fühlten sich plötzlich kribbelig an, als hätte sie lange gesessen, obwohl sie kaum stillgehalten hatte. Sie trat einen Schritt nach vorne, bis sie so nah am Platzrand stand, wie die Erwachsenen es erlauben würden, wenn sie überhaupt darauf achteten.

Pelzipub richtete sich ebenfalls auf. Für einen Atemzug wirkte er, als wolle er knurren, aber es kam kein Laut. Stattdessen legte er den Kopf leicht schief, wie er es tat, wenn Lin ihm etwas erklärte, das er nicht verstand, aber wichtig fand.

Die Nyssari – Tarafelin, wie Lin später erfahren würde – ließ ihren Blick über den Platz wandern. Ihre Ohren zuckten, als sie das stockende Plätschern des Brunnens hörte, das verhaltene Murmeln der Dorfbewohner, das Summen

der Bäche. In ihrem Gesicht lag ein Ausdruck, den Lin nicht deuten konnte, aber sie merkte, dass da jemand war, der sah, dass hier etwas „schief hing“.

Lin wusste nicht, dass Tarafelin in diesem Moment Fäden sah, wo sie nur Wasser, Holz und Leute sah. Aber sie sah, wie die Nyssari kurz den Kopf zur Seite neigte, als lauschte sie einem Lied, das sonst niemand hörte.

Pelzipub machte einen leisen, langen Laut, der irgendwo zwischen Wuff und Seufzen lag, und ließ dann – wie zur Bekräftigung – einen kleinen Pups fahren. Der Geruch kroch in die Luft, vertraut und unangemessen in dieser Stille, und Lin musste sich das Lachen verkneifen.

„Lin, vom Weg weg“, rief Bero. Er war von den Feldern heraufgekommen, Erde an den Stiefeln, die Schultern müde, der Blick wach. Er stellte sich ein Stück vor sie, nicht ganz zwischen sie und die Fremden, aber nah genug, um im Notfall dazwischenzugehen.

Die sechs blieben auf dem Platz stehen. Für einen Augenblick bewegte sich nichts: nicht die Hühner, nicht der Hund, nicht der Rabe. Selbst der Brunnen schien den Atem anzuhalten.

Dann trat der Alte vor. Lin kannte ihn gut genug, um zu wissen, wie seine Hände aussahen, wenn sie an einem Wintermorgen einen Eimer hielten – heute zitterten sie ein wenig mehr als sonst, als er die Mütze abnahm.

Mira konnte nicht jedes Wort hören, aber sie wusste bereits, was er sagen würde. Die Worte hatten in den letzten Wochen ihre Runden durch das Dorf gemacht: von den gebrochenen Brücken, den verendeten Tieren, den Kindern, die mit fremden Stimmen im Schlaf sprachen, den

Männern, die vom Schrein zurückgekehrt waren, als hätte jemand ihre Gedanken in eine andere Schale gegossen.

„Wir sind am Ende unserer Kräfte“, hörte sie ihn sagen. „Unsere Brücken brechen, unsere Felder verderben, und nachts... nachts reden die Bäume. Ihr wisst nicht, wie es ist, wenn man Stimmen hört, die keine Menschen sind.“

Die Stabträgerin – Fryda – trat einen Schritt vor. „Etwas beugt hier die Ordnung“, sagte sie. „Das ist nicht Zufall.“

Die Frau mit dem Schild legte die Hand auf den Griff ihrer Waffe, nicht drohend, eher wie jemand, der prüft, ob das Werkzeug, auf das er sich verlässt, noch an seinem Platz ist. „Dann werden wir es geradebiegen“, sagte sie.

Tarafelin hatte in diesem Moment den Blick zum Bach gerichtet. Das Wasser floss träge, stockte, sammelte sich zu einer schimmernden, zitternden Pfütze – um dann plötzlich einen Ruck zu machen und ein Stück bergauf zu fließen, genau so, wie Lin es vor Wochen zum ersten Mal gesehen hatte.

„Die Fäden...“ murmelte Tarafelin, so leise, dass nur diejenigen es hörten, die direkt neben ihr standen. Ihre Ohren zuckten, ihr Schweif peitschte einmal kurz. „Sie sind verdreht. Geknotet. Es ist, als würde jemand sie mit Absicht strangulieren.“

Lin verstand das Wort nicht in dem Sinn, in dem Tarafelin es meinte. Aber sie verstand den Ton. Jemand, der so sprach, hatte nicht nur Mitleid mit einem Dorf, sondern Ärger mit etwas Größerem.

Olda hatte sich vom Brunnenrand erhoben. „Sie gehen zu den Brücken“, sagte sie leise, mehr zu sich selbst als zu den

anderen. „Wo sonst? Wenn etwas reißt, fängt es dort an, wo man drübergeht.“

Die sechs setzten sich wieder in Bewegung, der Alte voran, so weit seine Beine es zuließen. Fryda und Holdine – so würden ihre Namen später in Tamers Buch stehen – folgten dicht hinter ihm, der Magier mit dem Runenstab daneben, Bogen und Dolche im Schatten. Tarafelin ging als Letzte los.

Ihr Blick strich noch einmal über den Platz: über die Kinder auf der Bank, Pelzipub, der sich wieder hingelegt hatte, über Nale, die am Rand stand und ihr Seil fester um die Finger wickelte, über Mira im Fenster, über Olda und Tamer beim Brunnen.

Es war der Blick von jemandem, der wusste, dass gleich etwas passieren würde, das mehr war als ein Reparieren von Holz und Seilen. Und der sich trotzdem entschied, weiterzugehen.

Lin schluckte. Pelzipub schob seine Nase gegen ihre Hand. Der Bach gluckerte leise, als die Fremden auf die Brücke zusteuerten.

„Vielleicht“, sagte Mira hinter der Scheibe der Schenke, sehr leise, „ist es doch Zeit gewesen, dass jemand kommt.“

Niemand widersprach. Aber im ganzen Dorf hatte jeder das Gefühl, dass jetzt etwas den Atem anhielt – nicht nur der Brunnen.

Die Brücke

Als die Fremden zwischen den Häusern verschwanden, setzte sich das Dorf in Bewegung. Nicht schnell, nicht wie bei einem Feuer oder einem Unfall. Eher wie Wasser, das sich sammelt: Menschen lösten sich aus Türrahmen, von Bänken, von Arbeit, die sie nur der Ordnung halber noch getan hatten.

Nale war eine der ersten, die losging. Ihre Hände hatten das kurze Seil noch immer umschlungen, als müsste sie etwas in den Fingern behalten, das Halt versprach. Ihre Schritte waren schneller, als sie aussahen; sie kannte den Weg zur Brücke, als hätte sie ihn selbst geflochten.

Bero folgte mit ein paar Schritten Abstand, die Hacke über der Schulter. Er trug sie nicht, weil er glaubte, damit helfen zu können, sondern weil es sich falsch anfühlte, ohne etwas in der Hand hinzugehen. Arno kam aus seiner Schmiede, wischte sich noch Ruß an einem Lappen ab, der längst voll war, und stapfte hinterher, sein breiter Körper schob die Luft vor sich her.

Olda ging langsamer. Ihre Füße wussten, dass man nicht zu nah an etwas herangeht, das man noch nicht versteht. Trotzdem trugen sie sie weiter. Tamer schloss sich ihr an, das Dorfbuch unter dem Arm, als hätte er es im letzten Moment doch noch geholt. Seine Schritte waren klein, aber zielstrebig.

Die Kinder folgten in einem lockeren Schwarm, wie Küken, die nicht zugeben wollen, dass sie der Henne hinterherlaufen. Lin war unter ihnen, Pelzipub dicht an ihrer Seite. Der Fellhaufen wirkte plötzlich kleiner, je näher sie der Brücke kamen. Sein Schwanz hing nicht mehr locker, er klemmte ihn halb ein, und aus seinem Bauch kam ein

leises, unruhiges Grollen, in dem ein Hauch von bevorstehendem Pups lag.

„Bleibt am Weg, nicht zu nah ans Wasser“, rief jemand. Eine der Mütter, vielleicht beide, ihre Stimmen mischten sich. Die Kinder nickten brav und hielten sich doch so weit vorne, wie die Erwachsenen es zuließen.

Die kleine Brücke am Dorfrand war nie dafür gedacht gewesen, dass so viele Augen auf sie gerichtet waren. Sie spannte sich in einem Bogen über den Bach, zwei dicke Tragbalken, darüber Bohlen, deren Kanten vom Wasser glattgeleckt waren. An den Pfosten hingen noch die Reste der bunten Bänder, die man beim letzten Fest angebracht hatte – jetzt blass und ausgefranst, wie Gedanken, die zu lange im Kopf gehangen hatten.

Das Wasser darunter gurgelte merkwürdig. Nicht in einem gleichmäßigen Rauschen, sondern in Stößen, als würde es mal gezogen, mal gestoßen. An einigen Stellen war die Oberfläche glatt, an anderen bildeten sich kleine Wirbel, die nicht zur Strömung passten.

Die sechs Fremden standen auf der Brücke, als Nale und die anderen ankamen. Der Alte war bei ihnen, einen Schritt voraus, die Mütze noch immer in der Hand, als hätte er vergessen, sie wieder aufzusetzen. Fryda, die mit dem Stab, sah auf das Wasser hinunter, die Stirn in Falten. Holdine, die mit Schild und Schwert, stand so, dass sie gleichzeitig die Brücke und den Weg im Blick hatte, ein Mensch, der gelernt hatte, sich nie nur in eine Richtung zu wenden.

Der Magier hielt seinen Runenstab leicht schräg, als lausche er damit. Krexila, die Bogenschützin, hatte noch keinen Pfeil aufgelegt, aber ihre Finger lagen schon dort, wo die

Sehne begann. Zoltian war am schwersten zu sehen; er hielt sich im Schatten eines Brückenpfostens, als wäre selbst die Sonne ihm lieber, wenn sie ihn nicht direkt traf.

Tarafelin stand mitten auf den Bohlen, barfuß, wie Lin verwundert bemerkte. Ihre Pfoten – nein, Füße – berührten das Holz, als wäre es etwas, das nicht nur trug, sondern sprach. Ihre Augen waren halb geschlossen, die Ohren leicht nach hinten gedreht, der Schweif ruhig.

„Bleibt dahinten“, sagte Bero leise zu Lin und den anderen Kindern, als sie den Rand erreichten. Er blieb selbst stehen, zusammen mit Arno, Olda und ein paar anderen. Nur Nale ging ein paar Schritte näher, bis zu dem Punkt, an dem das Holz der Brücke begann. Sie legte die Hand an den Pfosten, als müsse sie prüfen, ob es wirklich noch derselbe Baum war wie gestern.

Das Wasser direkt unter der Brücke schien auf einmal den Atem anzuhalten. Es glättete sich, dann wölbte es sich in der Mitte wie ein Rücken, der sich streckt. Langsam begann ein Teil der Strömung, bergauf zu kriechen, eine glänzende Zunge, die sich an den Steinen entlangschob.

„Schon wieder“, murmelte jemand hinter Lin. „Bei Licht diesmal.“

Ein Rabe, tiefschwarz und unruhig, saß auf einem Ast über dem Bach. Er hatte in den letzten Tagen oft da gesessen. Jetzt stieß er einen krächzenden Laut aus, als hätte er sich verschluckt, und ließ sich plötzlich fallen. Nicht wie ein Vogel, der fliegt. Eher wie etwas, das gestoßen wird.

Er schoss direkt auf die Helden zu.

Krexilas Finger bewegten sich, schneller als Lin sie verfolgen konnte. Ein Pfeil tauchte in der Luft auf, als wäre er

immer schon da gewesen, und traf den Raben, bevor er Tarafelin erreichte. Doch statt dass Federn flogen und ein Körper fiel, zerplatzte der Vogel mitten im Flug zu grauer Asche, die sich in der Luft kurz formte wie ein Schattenbild, bevor sie vom seltsamen Wind über dem Bach davongetragen wurde.

Jemand hinter Lin stieß ein ersticktes Aufschreien aus. Olda zog scharf die Luft ein, ihre Hände krallten sich fester um den Becher, den sie unbewusst mitgenommen hatte und der jetzt halbvoll mit kaltem Tee war.

„Raben verbrennen nicht so“, flüsterte sie. „Nicht von innen.“

Noch bevor der Satz ganz verklungen war, schoss von der Seite her ein Hund auf die Brücke zu. Es war derselbe, der tagelang reglos am Weg gesessen hatte. Jetzt hatte er den Kopf tief, das Fell gestäubt, die Augen milchig. Er knurrte nicht, er gab überhaupt keinen Laut von sich, als er auf Holdine zustürmte.

Holdine riss den Schild hoch. Der Aufprall war dumpf und zu laut für den Körper eines Hundes; er klang, als hätte etwas Schwereres, Unsichtbares mit angeschlagen. Das Tier prallte ab, stürzte seitlich zu Boden, lag einen Moment – dann sprang es auf und rannte davon, den Bach entlang, als hätte jemand eine unsichtbare Leine losgelassen.

„Das ist Ragos Hund“, sagte eine Frau neben Mira, die inzwischen aus der Schenke getreten war. Ihre Hände pressen sich gegen ihre Schürze, als könne sie so das Bild zurückdrücken. „Der greift niemanden an. Hat er nie.“

„Jetzt schon“, murmelte Mira.

Tarafelin hatte sich nicht vom Platz gerührt. Sie kniete nun auf den Bohlen, die Finger gespreizt, die Handflächen auf dem Holz. Ihre Augen waren geschlossen. Lin konnte ihr Gesicht sehen: das Fell war an der Stirn leicht feucht, als hätte sie sich gerade die Gedanken aus dem Kopf gewischt.

„Was tut sie?“ flüsterte Lin.

„Hört“, sagte Nale leise. „Auf Dinge, die ich in Seilen nur streifenweise merke.“ Sie merkte erst, dass sie das laut gesagt hatte, als Arno sie schief ansah.

Cjendadz – so würde Tamer später seinen Namen ins Buch schreiben – stand ein paar Schritte weiter hinten. Seine Lippen bewegten sich, ohne dass Lin die Worte verstand. Um seinen Stab herum schien die Luft dichter zu werden. Nicht heller, nicht dunkler – nur schwerer, als würde sie eine Form annehmen wollen.

Das Wasser unter der Brücke begann zu toben. Es hob und senkte sich, nicht wie Wellen, sondern wie Hände, die nach etwas griffen. Plötzlich schossen Gestalten daraus hoch – nicht eindeutig, keine Körper wie Menschen, aber Umrisse von Armen, von Köpfen, die aus Strömung bestanden. Eine davon streckte sich in Richtung Ufer.

Ein Kind schrie. Lin wusste nicht, ob es eines der anderen war oder ob der Laut in ihrem eigenen Hals steckte.

Krexilas Pfeil sauste. Er traf mitten in die wässrige Gestalt. Sie zerfiel in Tropfen, die sofort wieder in den Bach zurücksanken – um sich einen Herzschlag später erneut zu einer Form zu sammeln, weiter hinten.

Fryda schlug mit ihrem Stab nach einer zweiten Gestalt, die näher an die Bohlen heranreichte. Der Aufprall klang, als würde man mit Holz gegen nassen Stoff schlagen, und

wieder zerstob die Form. Wieder setzte sie sich neu zusammen, als wäre der Bach entschlossen, diese Gestalten so lange zu schicken, bis jemand nachgab.

Pelzipub knurrte jetzt doch. Ein tiefes, vibrierendes Geräusch, das von ganz unten kam. Sein Fell stand in Büscheln ab, und der Geruch, der aus ihm kroch, war eine schwerere, schärfere Version des vertrauten Pupsgeruchs – als hätte die Angst selbst einen Gestank.

„Ruhig“, flüsterte Lin, ohne den Blick von der Brücke zu nehmen. „Ruhig, Pelzipub.“

Cjendadz' Stab begann leise zu glimmen. Kein helles Licht, eher ein Schimmer, wie von Glut unter Asche. In der Luft um ihn herum zeichneten sich Linien ab, als hätte jemand mit unsichtbarer Kreide Muster auf die Welt gemalt. Kreise, Kanten, Formen, die Lin nicht verstand, die aber etwas in ihr daran erinnerten, wie Tamer schrieb: nicht einfach nur Worte hintereinander, sondern Reihen, die etwas festhielten.

Er stockte. Sein Gesicht verzog sich, als hätte ihm jemand einen plötzlichen, lauten Gedanken in den Kopf geschleudert. Er schwankte, der Stab neigte sich.

„Wenn der umfällt...“ begann Arno, sagte den Rest aber nicht.

Holdine rief etwas, das wie ein Name klang. Fryda streckte instinktiv die Hand nach dem Magier aus, berührte ihn aber nicht, als würde sie fürchten, etwas zu unterbrechen. Cjendadz schloss kurz die Augen, biss die Zähne zusammen und sprach weiter.

Die Muster in der Luft zogen sich enger zusammen, wurden komplizierter, dichter. Lin hatte das Gefühl, jemand

würde unsichtbare Knoten in den Raum machen, immer mehr, immer schneller.

Tarafelin keuchte. Ihr Rücken wölbte sich, als müsse sie ein Gewicht stemmen, das niemand sah. Aus der Nähe hätte man vielleicht gesehen, wie ihre Finger zitterten. Aus der Entfernung sah Lin nur, dass sie kleiner wirkte, als zu dem Moment, in dem sie auf die Brücke getreten war.

Das Wasser unter ihr bäumte sich jetzt so hoch, dass Spritzer auf die Bohlen schlugen. Eine der wässrigen Gestalten streckte sich so weit, dass sie beinahe die Kinder hätte erreichen können, wenn die Brücke nicht dazwischen gelegen hätte. Bero trat unwillkürlich einen Schritt vor die Kleinen, die Hacke fester in der Hand, als wäre sie ein Schild.

„Zurück!“, rief jemand. Tamer, oder vielleicht ihr Vater, oder beide. Die Kinder wichen einen Schritt, zwei Schritte zurück, doch die Augen blieben an der Brücke hängen.

Dann geschah etwas, das Lin später nie würde richtig beschreiben können.

Es war, als würde plötzlich alles, was gespannt war – Wasser, Luft, Holz, Nerven – einen Herzschlag lang stehen. Kein Tropfen fiel, kein Hund atmete, kein Vogel rührte sich. Selbst Pelzipubs Bauchgeräusche verstummten.

Cjendadz sprach die letzten Silben der Formel. Lin verstand kein Wort, aber der Klang war wie ein Knoten, der sich schließt. Ein dünner Lichtfaden schoss vom Stab hinab, nicht ins Wasser, nicht in den Bach, sondern in den Raum dazwischen, dorthin, wo Tarafelins Hände das Holz berührten.

Tarafelin schrie auf. Nicht lange, nicht wie jemand, dem man etwas wegnimmt, sondern wie jemand, der etwas

festhält, das zu entgleiten droht. Ihr Schrei mischte sich mit einem anderen Klang – einem dumpfen, inneren Reißen, das man mehr in den Knochen als in den Ohren fühlte.

Das Wasser brach. Die wässrigen Gestalten zerfielen, nicht langsam, sondern plötzlich, als hätte jemand ihnen die Form geraubt. Die Bäche stürzten gleichzeitig zurück in ihre Betten, das, was bergauf wollte, glitt hinab, als erinnere es sich im letzten Moment daran, wo unten war.

Die Brücke bebte einmal, hart. Nale krallte die Finger in den Pfosten, ihr Lippen formten stumm ein Fluchgebet, das sie sonst nur benutzte, wenn ein Seil riss. Ein Brett knarrte, aber es brach nicht.

Dann war Stille.

Nur das normale Rauschen von Wasser blieb, das gleichmäßig unter der Brücke hindurchlief. Kein Flimmern mehr auf der Oberfläche, keine Hand aus Strömung, kein Rabe, der aus Asche neu entstand.

Tarafelin sackte nach vorne, fing sich mit den Händen ab, blieb knieend auf den Bohlen. Ihre Schultern hoben und senkten sich schnell. Cjendadz stand noch, aber er wirkte, als müsste er sich an seinem Stab festhalten, damit der Boden unter ihm nicht wegrutschte.

Fryda und Holdine traten näher zu ihnen hin, nicht als Helfer, nicht als Zuschauer. Eher wie Menschen, die wissen, dass sie gerade gemeinsam etwas überstanden haben, das größer war als jedes einzelne von ihnen.

„Ist es vorbei?“ flüsterte jemand hinter Lin.

Niemand antwortete sofort. Olda kniff die Augen zusammen, als würde sie prüfen, ob die Bäume am Rand noch flüsterten. Nale legte die Hand fester an den Pfosten; das

Ziehen, das sie zuvor gespürt hatte, war weg. Was blieb, war das normale, alte Knacken von Holz.

Tamer hielt das Dorfbuch enger an sich, als könne es ihm entgleiten. Er wusste, dass er später schreiben würde, was geschehen war, aber in diesem Augenblick schien ihm kein Wort passend genug.

Pelzipub machte einen zögerlichen Schritt nach vorn, schnüffelte in die Luft, als suche er den Rest von etwas, das eben noch da gewesen war. Dann schüttelte er sich, als wolle er Wasser loswerden, das sein Fell nie berührt hatte, und ließ einen kurzen, erleichterten Pups.

Der Geruch war so vertraut normal, dass ein paar Leute lachen mussten. Kein lautes Gelächter, eher ein geplatztes Atmen, das zu einem Schnauben wurde. Es war, als hätte jemand den Knoten gelöst, der um ihre Brust gelegen hatte.

„Es ist... ruhiger“, sagte Nale schließlich leise. „Die Brücke fühlt sich wieder an wie eine Brücke.“

„Der Bach läuft, wie er soll“, murmelte Bero. „Hinunter. Nicht hinauf.“

Olda nickte langsam. „Dann hoffen wir, dass das reicht.“

Lin wusste nicht, ob „es reicht“. Aber sie sah, wie Tarafelin sich mühsam aufrichtete, wie Cjendadz noch immer in eine Ferne blickte, die nicht das Dorf war, und wie Fryda und Holdine sich umdrehten und die Gesichter der Dorfbewohner betrachteten – prüfend, vielleicht auch fragend.

Die Kinder rückten instinktiv etwas näher an die Erwachsenen. Nur Lin machte einen kleinen Schritt vor. Nicht auf die Brücke, nur an den Rand. Pelzipub blieb an ihrer Seite, warm und schwer und nach Stallluft und Alpträumen riechend.

Die Helden blieben noch auf der Brücke, als müssten sie selbst erst sicher sein, dass das, was geknotet gewesen war, nicht gleich wieder anzieht.

Im Dorf war niemand so naiv zu glauben, dass alles vorbei war. Aber für den Moment floss das Wasser richtig, und die Brücke stand.

Das musste erst einmal genug sein.

Nachhall

In der Schenke war es an diesem Abend voller als an manchem Festtag – und leiser als an einem Begräbnis.

Die Tische standen wie immer, die Krüge waren gefüllt, die Schüsseln mit Brot und Eintopf gingen von Hand zu Hand. Doch das Lachen fehlte. Stattdessen sprachen die Leute gedämpft, als könnten laute Worte das Wasser wieder auf die falsche Seite kippen.

Die sechs Fremden saßen an dem Tisch, der sonst den Händlern vorbehalten war, wenn einmal im Monat einer kam. Holdine hatte den Schild an die Wand gelehnt, das Schwert lag in Reichweite, aber sie hatte die Finger jetzt um einen Becher geschlungen, nicht um einen Griff. Fryda saß neben ihr, der Stab an die Tischkante gelehnt, und zeichnete mit dem Finger unbewusst Kreise in eine kleine Pfütze verschütteten Biers.

Krexila hatte sich so gesetzt, dass sie Tür und Fenster im Blick hatte. Ihr Bogen stand an der Wand, doch ihr Rücken blieb gerade, als würde sie jeden Moment aufspringen

können. Zoltian war halb im Schatten, wie immer, selbst in einem Zimmer, in dem es nur ein Feuer und drei Kerzen gab.

Cjendadz wirkte, als säße er nur mit dem Körper am Tisch. Sein Stab lag neben ihm, die Runen darauf dunkel und stumm, doch seine Augen waren, als sähen sie noch immer irgendwohin, das nicht hier war. Ein Krug stand vor ihm, aber er hatte bisher kaum getrunken.

Tarafelin saß am Rand des Tisches, nahe der Wand, wo der Schatten weicher war. Ihr Schweif hatte einen Platz gefunden, an dem niemand darüber stolperte, doch er lag nicht ruhig – hin und wieder zuckte er, als wollte er etwas abschütteln, das an ihm klebte. Ihr Fell war an manchen Stellen noch feucht, obwohl sie nicht im Wasser gewesen war.

Pelzipub lag unter ihrem Stuhl. Wie er dorthin gekommen war, wusste niemand mehr genau. Vielleicht war er Lin hinterhergelaufen, vielleicht dem Geruch des Eintopfs. Jetzt lag er da, als hätte er nie woanders hingehört, den Kopf auf den Pfoten, die Augen halb geschlossen. Nur sein Bauch grummelte leise in vertrauten Abständen, und hin und wieder kroch ein kleiner, hartnäckiger Pups unter dem Tisch hervor, der die Luft mit einem Hauch von Stall und Abfallkasten füllte.

Tarafelin beugte sich ein Stück hinunter, strich ihm mit vorsichtigen Fingern über den Kopf. Pelzipub seufzte tief und rollte sich, so gut es bei seiner Gestalt ging, noch ein Stück näher an ihre Füße.

Lin stand in der Nähe der Tür, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, damit niemand sah, wie sie an den Fingern zupfte. Ihre Füße waren müde vom Tag, aber sie

weigerte sich, sich hinzusetzen. Von hier aus konnte sie alles sehen: den Tisch der Helden, ihren Onkel, der mit Arno halblaut sprach, Nale, die an der Wand lehnte und ein Stück Seil in der Hand drehte, als wäre es ein Beruhigungsband.

Mira schob Krüge hin, stellte Schüsseln ab, wischte Tropfen auf, die kaum der Rede wert waren. Sie bewegte sich wie immer – und doch anders. Ihre Augen blieben öfter bei den Fremden hängen, als nötig gewesen wäre. Sie sah, wie Fryda kurz die Finger von der Kreise ziehenden Bewegung löste und sich die Stirn rieb. Wie Holdine einen Blick zur Tür warf, jedes Mal, wenn ein neuer Windstoß dagegen drückte. Wie Cjendadz' Hand manchmal unruhig ein unsichtbares Muster in die Tischplatte zeichnete und dann abrupt innehielt.

„Sie sehen nicht aus wie Geschichten“, murmelte Bero, als Mira an seinem Tisch vorbeikam.

„Wie sehen denn Geschichten aus?“ fragte sie zurück.

Er dachte einen Moment nach. „Größer, glaube ich“, sagte er schließlich. „Und ohne Augenringe.“

Mira sah zu Tarafelin hinüber. Unter ihrem Fell zeichneten sich dunklere Schatten ab, dort, wo bei Menschen die Müdigkeit saß.

„Vielleicht sehen Geschichten nur aus der Entfernung groß aus“, sagte Mira. „Von innen sind es nur Leute, die versuchen, nicht zu fallen.“

Olda hatte ihren Platz an der Feuerstelle gefunden, eine Schale mit Eintopf in der Hand. Sie aß langsam, mehr aus Pflicht als aus Hunger. Immer wieder hob sie den Blick, lauschte, als wäre da noch ein Rest Flüstern in den Balken.

„Die Bäume sind still“, sagte sie irgendwann leise zu Tamer, der neben ihr saß und das Dorfbuch vor sich hatte, geschlossen. „Zu still, fast. Als ob sie sich schämen.“

„Ich weiß nicht, ob ich das so aufschreiben kann“, antwortete Tamer. „Die Bäume schämen sich“. Die Leute in der Stadt würden lachen.“

„Dann schreib, was sie hören wollen“, entgegnete Olda. „Und denk dir den Rest dazu.“

Tamer strich mit der Hand über den Ledereinband. „Ich weiß nicht, ob das hier für die Stadt ist“, sagte er. „Vielleicht ist es nur für uns.“

Er schlug das Buch doch noch auf. Die Feder zögerte einen Moment über der Seite, dann schrieb er langsam, in einer krakeligen, aber entschlossenen Schrift:

An dem Tag, als das Wasser wieder lernte, bergab zu fließen, kamen sechs Fremde und nahmen einen Knoten mit, den keiner von uns sehen konnte.

Er wusste, dass das nicht alles war, aber es war ein Anfang.

Später, als die Schüsseln leer und die Krüge halbvoll waren, löste sich die Enge in der Luft ein wenig. Jemand erzählte leise von einem Kalb, das heute zum ersten Mal seit Tagen ruhig im Stall gestanden hatte. Ein anderer, dass sein Brunnenwasser nicht mehr trüb war. Keiner sagte, dass sie glaubten, es sei vorbei – aber manche atmeten, als hätten sie das seit Wochen nicht richtig getan.

Lin hatte sich schließlich doch näher an den Tisch der Fremden gewagt. Sie blieb in einem Abstand stehen, den Erwachsene als „noch gerade unauffällig“ durchgehen ließen. Tarafelin bemerkte sie trotzdem.

„Du bist die mit dem Bach“, sagte sie leise, ohne es als Frage zu formulieren.

Lin blinzelte. „Viele sind mit dem Bach“, antwortete sie, weil ihr nichts Klügeres einfiel. „Er läuft ja durchs ganze Dorf.“

„Du hast ihn zuerst falsch gesehen“, präzisierte Tarafelin. Ihre Stimme war ruhig, aber nicht kalt. „Oder die Erste, die laut genug darüber geredet hat.“

Lin fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss. „Alle haben gesagt, ich hätte mir’s ausgedacht“, murmelte sie. Dann, fast trotzig: „Nale nicht.“

Tarafelin nickte langsam. „Manche sehen, wenn etwas zieht, obwohl es keiner sehen will“, sagte sie. „Das ist nicht immer angenehm.“

Pelzipub schob in diesem Moment seine Nase an Lins Knie, als wolle er sie daran erinnern, dass er auch noch da war. Der Geruch, der dabei freigesetzt wurde, war eindeutig. Tarafelin verzog ganz leicht das Gesicht, dann musste sie lachen – ein leises, kratzendes Lachen, das mehr wie ein ausgeatmetes Staunen klang.

„Und manche riechen, wenn etwas zu viel gefressen hat“, fügte sie hinzu.

Lin lachte mit, erleichtert. Für einen Moment war das hier keine Geschichte über reißende Fäden und falsches Wasser, sondern nur eine über einen zu verfressenen Pelzipub.

„Wird es wieder passieren?“ fragte Lin dann, leiser. „Mit dem Wasser?“

Tarafelins Blick wanderte kurz zu Cjendadz, der gerade mit Fryda leise Worte tauschte, die Lin nicht verstand, und

dann zu Holdine, deren Hand noch immer nahe am Schwert lag, obwohl keine Gefahr mehr drohte.

„Nicht hier. Nicht so“, sagte sie schließlich. „Aber das, was daran gezogen hat, ist nicht nur an diesem Bach vorbeigekommen.“

Lin verstand die Antwort nur halb, aber sie hörte den Ernst darin. Es war genug.

„Dann passt ihr auf... dort, wo ihr seid?“ fragte sie.

Tarafelin legte den Kopf schief. „Wir passen auf, wo wir können“, sagte sie. „Und ihr passt hier auf. Auf Bäche. Auf Leute, die komische Dinge sagen. Auf Hunde, die zu lange starren.“

Pelzipub schnaufte beleidigt. Ein winziger Pups setzte das Ausrufezeichen.

Die Nacht war stiller als die Nächte zuvor. Der Wind strich über die Hänge, ohne zu flüstern. Die Bäume knarrten nur, wenn sie es mussten. Die Bäche murmelten – aber es war das alte Murmeln, nicht das neue, das nach fremden Stimmen geklungen hatte.

Nale stand ein letztes Mal an der Brücke, bevor sie schlafen ging. Sie legte die Hand an den Pfosten und fühlte. Das Holz arbeitete, wie Holz das eben tat: mit feinen Spannungen, mit den Erinnerungen an Sonne, Regen und das Gewicht der Jahre. Kein Ziehen von außen, kein unsichtbarer Griff, der versuchte, es an einen anderen Platz zu zerren.

„So ist's richtig“, murmelte sie. „So gehört es sich.“

Sie drehte sich um und sah, wie oben am Rand des Dorfes das Licht in der Stube anging, in der die Fremden für diese

Nacht untergebracht worden waren. Ein Rechteck aus gelbem Schein, in dem sich kurz eine Silhouette abzeichnete – vielleicht Holdine, vielleicht Fryda, vielleicht jemand anderes. Dann wurde der Schatten wieder Teil der Dunkelheit.

„Möge morgen weniger zum Schreiben sein“, sagte sie in Richtung von Tamers Haus und machte sich auf den Weg zu ihrer eigenen Tür.

Der Morgen danach roch nach kalter Asche und frischem Brot.

Mira stand früh auf, früher als sonst, und hatte schon Teig geknetet, bevor ihr Vater überhaupt aus dem Bett kam. Sie wollte, dass etwas im Dorf nach „normal“ schmeckte, auch wenn sonst noch nichts wieder dort war.

Draußen lag eine dünne Schicht Reif auf den Dachkanten. Der Bach war klar, das Wasser so durchsichtig, dass man die Steine am Grund zählen konnte. Es floss in einer einzigen, unaufgeregten Richtung talwärts.

Die sechs Fremden standen wieder auf dem Platz, diesmal mit geschulterten Rucksäcken, gegürteten Waffen, geschlossenen Mänteln. Tarafelins Fell glänzte im kalten Licht, als hätte sie in der Nacht wieder ein bisschen zu sich gefunden. Cjendadz wirkte blasser, aber seine Augen waren jetzt deutlicher hier, nicht mehr irgendwo zwischen Brücke und unsichtbaren Hallen.

Der Alte war wieder derjenige, der vortrat. Er hatte die Mütze heute auf dem Kopf behalten, vielleicht, weil seine Hände anders beschäftigt sein wollten. In der einen hielt er einen Beutel mit etwas Brot und Käse, in der anderen einen

kleinen Bund getrockneter Kräuter, den Olda ihm zusteckt hatte, „falls die Fremden mal einen richtigen Tee brauchen“.

„Ihr habt uns mehr gebracht, als wir euch geben können“, sagte er. „Wir haben nichts außer Essen und ein paar Worte. Aber... danke.“

Holdine neigte den Kopf. „Behaltet eure Brücken im Auge“, sagte sie. „Und eure Kinder. Wenn etwas wieder anfängt zu ziehen, lasst es nicht drei Wochen lang allein.“

Fryda fügte hinzu: „Und wenn jemand kommt, der behauptet, es sei nur Aberglaube – lasst ihn eine Nacht hier schlafen.“

Ein paar Leute lachten leise. Nicht aus Spott, sondern weil sie die Vorstellung mochten, dass jemand, der sich für klüger hielt, einmal wirklich zuhören musste.

Tamer stand ein wenig abseits, das Dorfbuch unter dem Arm. Er überlegte, ob er die Namen der Fremden hinschreiben sollte oder nur „sechs Reisende“. Am Ende entschied er sich für beides: Namen, wo er sie wusste, und ein Satz, der sie dort ließ, wo Geschichten hingehörten.

Nale trat einen Schritt nach vorne, das Seil an ihrer Seite. „Die Brücke hält wieder“, sagte sie, obwohl alle, die hier standen, das wussten. Man merkte an ihrer Stimme, dass sie damit nicht nur Holz meinte.

Tarafelin nickte ihr zu. Es war nur ein kleines Nicken, kaum mehr als eine Bewegung der Ohren und ein Zucken des Schweifs – aber Nale spürte, dass es mehr war als Höflichkeit.

Lin stand neben Pelzipub, eine Hand in seinem Nackenfell vergraben. Sie versuchte, sich jedes Detail zu merken: den

Glanz auf Holdines Schild, die Einkerbungen am Stab von Cjendadz, die Art, wie Krexilas Bogen wie eine Verlängerung ihres Arms wirkte, den Schatten von Zoltians Kapuze, der nie ganz wegging, und natürlich den Schweif von Tarafelin.

„Kommt ihr wieder, wenn es... wieder falsch läuft?“ fragte sie plötzlich, bevor jemand sie stoppen konnte.

Fryda sah zu Tarafelin, dann zu Holdine. Es war kein Rat, eher ein stilles Abwägen.

„Wir gehen dahin, wo die Fäden uns brauchen“, sagte Tarafelin schließlich. „Manchmal ist das derselbe Ort. Manchmal nicht.“ Sie sah Lin direkt an. „Aber du kannst hinschauen. Und wenn du’s notfalls dem Wasser selbst sagst, merkt es sich das.“

Lin nickte ernst, als wäre ihr ein wichtiger Auftrag gegeben worden.

Pelzipub schnaufte und ließ, als hätte er geübt, einen letzten, bemerkenswert dezenten Pups. Er roch nur schwach nach Stall und Schenke – fast schon ein Abschiedsgruß.

Die sechs wandten sich zum Weg. Ihre Schritte klangen nicht schwer, aber auch nicht leicht. Sie waren Schritte von Leuten, die wussten, dass dies nur eine Station gewesen war.

Die Dorfbewohner sahen ihnen nach, bis sie hinter der Hangkante verschwanden. Dann stand das Dorf wieder da wie zuvor: ein Platz, ein Brunnen, zwei Brücken, ein Bach.

Nur dass jetzt ein paar Leute wussten, dass Wasser nicht nur fließen, sondern auch irren konnte. Und dass manchmal jemand kam, der Knoten löste, die keiner sehen wollte.

Später würden sie die Geschichte unterschiedlich erzählen. Bero würde von dem Tag sprechen, an dem er begriff, dass

eine Hacke kein guter Schutz gegen Wassergeister war. Olda würde von Bäumen erzählen, die einmal aufgehört hatten zu flüstern. Mira würde von der Stille in ihrer Schenke reden, die schwerer gewesen war als jedes Gelächter.

Und Lin würde sagen: „Das war die Woche, in der der Bach falsch laufen wollte und eine Nyssari meinen Hund gestreichelt hat.“

Der Bach floss weiter talwärts, als wäre nie etwas gewesen. Aber manchmal, wenn die Sonne bleich über den Hängen hing und das Licht auf dem Wasser lag, konnte man den Eindruck haben, es zögere einen Herzschlag lang. Als würde es sich erinnern.

Mehr aus dem Kynéxis-Universum

Wenn dir diese Geschichte gefallen hat:

Die zugrunde liegende Episode findest du in der Novelle
„Die Knoten in den Fäden“, enthalten im Sammelband:

Chroniken des Aufbruchs

Ein Sammelband von Novellen im Kynéxis-Universum

Print: ISBN 978-3-6951-5796-9

E-Book: ISBN 978-3-6951-5356-5

Weitere Informationen zum Kynéxis-Universum und zu
neuen Veröffentlichungen findest du auf:

kairos-prime.de

Anregungen, Kritik, Rezensionen oder Lob, gerne per
E-Mail an: books@kairos-prime.de